

**Zeitschrift:** Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus  
**Herausgeber:** Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege  
**Band:** 12 (1918)  
**Heft:** 2

**Buchbesprechung:** Ein Buch vom Kriege

**Autor:** Holzer, C.

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 15.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

eines Schriftstellers, auf die Tiefe der Erörterung, auf die Freiheit des Gedankens. Für gewöhnlich ist eine Zeitung schlechter als ihr Verfasser; und gewöhnlich auch wird ein Journalist schlechter gerade durch seine Zeitung.

Eugenio Giobannetti.<sup>1)</sup> Beim Herannahen eines Krieges, gerade in dem Augenblick, in welchem das Gleichgewicht mehr als je seine Sicherheit bewahren sollte, kann plötzlich eine vierte unkontrollierte und unkontrollierbare Macht, die gewöhnlich das Instrument verhüllter Privatinteressen ist, sich mit diktatorischer Gewalttätigkeit durchsetzen . . . . und alle Garantien der persönlichen Freiheit zerstören: Es ist die Zeitung . . . ., die glänzendste der modernen liberalen Einrichtungen. Der große Krieg hat gezeigt, wie, wenige ehrenvolle Ausnahmen abgerechnet, gerade in dem Augenblicke, wo ihre angebliche Erzieherarbeit mehr als je notwendig wäre, die Zeitung nichts besser weiß, als eine Kloake zu werden, die täglich das Schmutzigste, das Häßlichste, das Bestialischste ans Licht fördert, was auf dem Grunde der Menschheit liegt.

Romain Rolland. O, ihr Völker, vergiftet von der Lüge, der Presse, dem Alkohol und den Dirnen!

Das ist der Brunnen, aus dem auch unser Volk trinkt, zum großen Teil, ohne zu merken, daß er vergiftet ist. Kein Wunder, daß es nicht besser mit ihm steht. Wir wollen ihm die Augen öffnen. Wir wollen diesen Brunnen zerstören und einen andern graben. Wir sagen: écrasez l'infâme! Wir decken das System auf, so lange, bis jedes Kind es kennt. Wir wollen wieder Wahrheit, Adel und gesunde Luft. Mag man uns systematisch bekämpfen, begeistern, wir fürchten uns nicht. Wir sind stärker als die Lüge, mag sie auch noch so vertraut sein. Wir werden siegen, nicht sie. Wir fürchten uns nicht vor Zeitungspapier. Mag man uns auch damit totschlagen wollen — Zeitungspapier mag schmutzig sein, es ist nicht tödlich. L. Magaz.

## Ein Buch vom Kriege.<sup>1)</sup>

Ein Buch vom Kriege ist erschienen. Man scheut sich zwar fast, es so bloß ein Buch zu nennen. Ist es nicht eher ein durchdringender Schrei, ein erschütternder Aufruf zum Sturmangriff gegen den Krieg? Dieser leidenschaftliche Aufruf hat nun

<sup>1)</sup> Verfasser des interessanten Buches: Il tramonto del Liberalismo (Der Untergang des Liberalismus), 1917. Bari, Laterza.

<sup>2)</sup> Menschen im Krieg. Von Andreas Sakko. Verlag Rascher & Co., Zürich.

freilich nicht nur die Form eines Buches, sondern scheint überhaupt ein reines Kunstwerk zu sein. Es sind keine Predigten und Ermahnungen, keine Erörterungen und Darlegungen, sondern einfach ein paar Novellen aus dem Krieg. Der Verfasser — ein gewesener österreichischer Offizier — will vor allem die Tatsachen selber sprechen lassen. Aber diese Tatsachen sind gesehen mit „sehenden“ Augen, sind erlebt mit der heißen Empfindung eines Herzens, das fähig ist, zu lieben und zu hassen. Eine gewaltige Leidenschaft braust durch das Ganze. Und diese Leidenschaft — ein derartiger Abscheu vor dem Kriege, daß man ihn nicht länger glaubt ertragen zu können — wird auch im empfänglichen Leser geweckt.

Sehen wir uns das Buch etwas näher an. Wir geben uns keine Mühe, alles darin gleichmäßig und der Reihe nach zu beachten; es kann sich ja nur darum handeln, Lust zum eigenen Lesen zu wecken. Denn dieses Buch muß von allen gelesen werden. Dem Gang des Kriegslebens entsprechend werden die dazu gehörigen Begriffe in den einzelnen Novellen sozusagen erläutert. „Der Abmarich“, „Feuertaufe“, „Heldentod“, „Heimkehr“ lauten z. B. einige Ueberschriften, „Der Sieger“ eine weitere. Alle diese Begriffe erwecken im Bewußtsein der Leute, die nichts davon wissen, hohe, geheimnisvoll mystische Vorstellungen, „ein Gemisch von Andacht, romantischer Sehnsucht und scheuer Sympathie.“ Dieser Kriegsrömantik wird nun hier hoffnungslos der Garaus gemacht. Alle schönen und großen Vorstellungen, die man etwa noch mit dem Kriege verbunden hat, sind fernerhin unmöglich. Die Maske wird herabgerissen von der Teufelsfrage, die der wirkliche Krieg hat. Es bleibt von ihm nur etwas Grausiges, Abscheuliches, Bestialisches übrig, etwas, das jeder anständige Mensch mit aller Leidenschaft hassen, wovon er im Gefühl seiner Menschenwürde mit verachtungsvollem Abscheu sich abwenden muß. Denn alles, was schlechte Menschen, Mörder sich je an Bösem mögen ausgedacht haben, hier erscheint es verzehntausendfach. Die alte Phantasie von der Hölle wird etwas Harmloses dagegen. — Das also ist es, was rings um uns herum geschieht, was wir alle Tage, gleichsam als Zulage zum Essen, vorgekostet bekommen in den schönklingenden Zeitungsberichten. Warum erträgt das noch jemand? Warum stehen nicht alle auf und protestieren dagegen? Ja, warum hat irgend ein Mensch je seine Einwilligung dazu geben können? Warum werden Menschen dazu verurteilt, Tiere, wilde Tiere zu sein so und so lange Zeit? Warum??

Wie ein feuriger Sturmhauch geht diese Frage durch das ganze Buch. Nicht allein die Männer geht sie an, sondern auch die Frauen: Warum haben sie, welche die Vertreterinnen des Weichen und Sanften sein sollten, sich ohne Widerstreben darein gefügt, daß

nun auf einmal ihre Männer, ihre Söhne zu Mördern wurden? Ja noch stolz darauf sind sie gewesen! Gleich in der ersten Erzählung wird gegen sie eine Anklage mit furchtbarer Wucht erhoben, von einem armen Kriegsirren zwar, aber dadurch wirkt sie nur um so erschütternder. Keine von den Frauen hat auch nur einen Versuch gemacht, ihren Mann zurückzuhalten, sondern „gefaßt“ haben alle sie hergegeben, sie ruhig in den Krieg ziehen lassen. Keine hat erklärt, sie wolle nichts mehr mit einem Mann zu tun haben, der Schädel gespalten und Menschen erstochen habe. Im Gegenteil: Männer, welche sich Auszeichnungen (als Mörder!) geholt haben, sind mehr geachtet bei ihnen als andere. — Warum hat eine solche Verblendung sich all dieser Menschen, Frauen wie Männer, bemächtigen können, daß auf einmal das sonst Verabscheute zu etwas Hohem und Gutem erhoben wurde?

Die einzig mögliche Antwort auf diese Frage ist schon angedeutet: Die Menschen machen sich im allgemeinen gar nicht klar, was der Krieg ist, sonst könnten sie ihn nicht verehren, ja nicht einmal ertragen. Sie haben in Wirklichkeit gar keine Ahnung von ihm. Sie denken sich den Krieg wohl als etwas mehr oder weniger Ernstes, aber doch nicht gar so Schreckliches. Dieser „Gleichmut des Hinterlandes“ ist es, gegen den der Verfasser zu Felde zieht. Da „drehorgeln“ die Daheimgebliebenen „von Granaten und Gasbomben und Bajonettangriffen.“ „Sterben und Töten sind ihnen Gemeinplätze ohne Schauer geworden.“ Sie sind ganz ohne Begriff von dem Wirklichen, Unsagbaren, das dort an der Front vor sich geht. An der Front! Was ist die Front? „Eine Krüppel- und Leichenfabrik mit Maschinenbetrieb,“ ist die Antwort. Denn wenn man etwa glaubt, dort kämen Mut und Tapferkeit, Tatkraft und Geistesgröße zu unvergleichlich herrlicher Erscheinung, so täuscht man sich. Der heutige Krieg hat infolge unsrer technischen Errungenschaften eine Gestalt angenommen, die ganz und gar unmenschlich ist, und darum viel schrecklicher und trostloser, als es früher je hat sein können: Der Krieg ist über alle menschlichen Dimensionen und Analogien hinaus ins Ungeheuerliche gewachsen. In früheren Zeiten, da spielten noch Mut und Kraft eine entscheidende Rolle, aber heute „kämpfen Streufegel und Tragweite miteinander.“ „Geschütze, die hinter Bergen verkrochen den Tod tagereisenweit ins Land schicken,“ kann man nicht mit Mut bekämpfen, denen ist man bedingungslos auf Gnade und Ungnade preisgegeben. Es ist eine Art furchtbarer Passivität, der die Kämpfer überliefert sind: In stumpfer Resignation müssen sie ausharren im „Duell der Munitionsindustrien.“ Wohl wird diese Passivität jeweilen unterbrochen durch den Nahkampf, den Bajonettangriff. Aber diese Unterbrechung ist noch schrecklicher als das Andre. Auch da feiern keine menschlichen Eigenschaften ihre Triumphe, sondern das Unmenschliche, Tierische des Krieges kommt da in der wildesten Weise zum Aus-

bruch, wo sonst ruhige, stille Menschen die Eigenschaften von Raufbolden und Banditen annehmen müssen.

Wie in der vorher erwähnten Erzählung, so wird auch in der Skizze „Heldentod“ durch den Mund eines Irren die Wahrheit kund. Man denkt an Carlyles Wort, daß die höchste Weisheit oft Färbungen des Wahnsinns an sich trage. Der Offizier nämlich, dessen jämmerliches Sterben im Lazarett den Begriff „Heldentod“ illustriert, hat infolge eines furchtbaren Erlebnisses in seinem verwundeten Hirn die Vorstellung, daß alle Soldaten statt des Kopfes eine Grammophonplatte trügen, die nur den patriotischen Rakoczmarsch spielen kann. Darum können alle nur abgeschmackte patriotische Floskeln von sich geben, sodaß man sie gar nicht mehr als die guten Jungen, die sie früher waren, erkennt. Wie kann denn eine Grammophonplatte vernünftig reden! Erst wenns ans Sterben geht, bekommen die Leute ihre Köpfe zurück: Durch das Leiden werden sie wieder zu Menschen.

Als eine Bestätigung der tiefen Wahrheit, die in dieser Form dem armen Sterbenden alle Geheimnisse des Krieges entschleiern, wirkt die andere Erzählung „Feuertaufe“. Das Gesicht des kalten Leutnants Weizler, der im Krieg ganz in seinem Element zu sein schien, worin es ihm wohl war, der alle „Sentimentalität“ höhnisch verachtete, erhält vor dem Sterben menschlich klagende Züge zur Befriedigung des mit ihm sterbenden Hauptmanns Marschner, der als ein wirklich fühlender Mensch furchtbar gelitten hatte unter der Notwendigkeit, Menschen zum Tode zu führen und Menschen töten zu lassen.

Vielleicht lernen wir aber etwas mehr von der Größe auch des jetzigen Krieges kennen, wenn wir uns von den Soldaten niedrigerer Grade, die heutzutage notwendigerweise der Initiative mehr beraubt sind, den Höchstkommmandierenden zuwenden. In der Skizze „Der Sieger“ wird uns ein solcher vorgeführt, Hier, wo wir hinter die Kulissen sehen dürfen, werden wir nun wohl erschauern vor der Geistesgröße und kühnen Schwungkraft derjenigen, die all dies Riesenhafte leiten? Aber nein! Wenn uns vorher der Krieg ein abscheuliches Gesicht gezeigt hat, so zeigt er uns jetzt kein besseres, sondern nur eins, das noch einige lächerliche Züge trägt. Dieser Sieger von \* \* \* ist eine im grausigen Sinn lächerliche Figur. Der Gewaltige, der den ganzen Krieg dirigiert, der Nationalheld, Heros des ganzen Riesenhaften ist ein — alter Herr, der mollig im Korbstuhl sitzt und scherzt und seinen Schwarzen trinkt. Weit zurück hinter der Front, fern von jeder Gefahr, lebt er. Er hält Schicksal und Leben von Zehntausenden in seiner Hand, aber er selber hat nichts zu riskieren. Im Städtchen, wo er sein Quartier genommen, „präsentiert sich der Krieg wie ein lebenspendender Strom, der Musikkapellen heranschwemmt und Geld und Frohsinn unter die Leute bringt.“ „Von seiner andern, der blutigen Seite ist nichts

zu sehen!“ Und dem Oberkommandierenden selbst beschert der Krieg wie ein wunderbares Märchen überhaupt alle Herrlichkeiten, die ein Mensch sich nur wünschen kann; er muß ihn als sein großes Lebensglück empfinden. Von dem Gedanken an die Wiederkehr des Friedens, die einem kommandierenden General ja nichts Gutes bringt, sondern ihn nur auf das Niveau gewöhnlicher Sterblicher zurückversetzt, kann er darum nur verärgert werden. Erleichtert atmet er auf, wie er Nachts das Trommelfeuer hört: „Gott sei Dank! Noch gab es Krieg.“ Ist es nicht schrecklich, daß man diesem Menschen, dem die allgemeine Katastrophe den höchsten Glanz und Triumph gebracht hat, aus seinem Denken eigentlich gar keinen Vorwurf machen kann? Hier, wo kein Gedanke an den persönlichen Einsatz der Kämpfenden, an das Opfer das Abstoßende des Krieges mildert, erscheint uns seine hohnlächelnde Teufelsfrage am empörendsten, seine die Menschen betörende Lüge am ekelhaftesten. Nur durch ein einziges vielsagendes Wort, das dem „Exzellenzherrn“ infolge eines unerwünschten Zufalls entschlüpft und das wir in seiner Sachlichkeit als aufrichtig hinnehmen müssen, tritt er aus dem Glücksmärchen, das für ihn der Krieg darstellt, ein wenig in dessen menschliche Wirklichkeit, durch sein Geständnis nämlich, daß „kein Feldherr die nötige Härte aufbrächte, wenn er alles Elend in der vordersten Reihe mitanzusehen müßte.“ (Wie schade, dachte ich hier übrigens, daß der Mann kein Theologe ist! Den Kriegstheologen, die ja alles, auch das Unerhörteste, zuversichtlichem Mutes, von ihrem Gott gestärkt, ertragen und mit ihrem Gefühl vereinen können, wäre es natürlich ein Kinderstück, den Krieg zu dirigieren und dabei alles Elend selber mitanzusehen, das man dabei bewirken muß! Wie weit es auch ein General im Unterdrücken des menschlichen Gefühls gebracht haben mag, die Theologen sind ihm darin doch noch über.)

Aber wenden wir uns noch der letzten Erzählung zu, der „Heimkehr“. Hier endlich muß uns doch all dieses furchtbare Geschehen noch ein freundliches, tröstliches Gesicht zeigen, hier, wo es aufhört. Sagt nicht Schiller:

O schöner Tag, wenn endlich der Soldat  
Ins Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit!?

Ja wenn es wirklich noch möglich ist, daß er wieder in die Menschlichkeit zurückkehren kann, nachdem er so lange Zeit im Tierischen gewatet! Wenn er aber zu sehr verroht ist draußen im Feld und dazu noch durch Unglück verbittert und ruiniert, wird er die Menschlichkeit nicht so leicht wiederfinden. Wird er nicht vielleicht geneigt sein, das Mordhandwerk, das er im Bajonettkampf so tadellos gelernt hat, weiter anzuwenden? Warum sollte man den Menschenmord im Kriege nicht auch im Frieden fortsetzen können? Es ist ein toter Mensch wie der andere! — Der Verfasser führt uns einen heimkehrenden Soldaten vor, einen Durchschnittsmenschen

ohne stärkeren sittlichen Halt, als ihn ein solcher zu haben pflegt. Infolge seiner ihn entstellenden Verwundung am Gesicht ist er verbittert und wird zum Mörder. Mit dem Eindruck dieses Mordes entläßt uns der Verfasser. Sehr logisch: Menschenmord ist der ganze Krieg, und Menschenmord folgt darum aus ihm!

Leute, welche eine beschauliche und erhebende Lektüre lieben, mögen befreit aufatmen, wenn sie durch dieses Buch hindurch sind. Aber uns kümmert jetzt nur die Frage, ob es der Wahrheit entspricht. Ist sie das wirklich, die Wahrheit über den Krieg? Ist das nicht vielleicht gesehen mit den Augen einer kranken verzerrten Phantasie, mit einem gestörten Geiste? Man hat schon so geurteilt, um sich über den Inhalt dieses Buches zu beruhigen. Ist es nicht bezeichnend dafür, jagt man, daß in den meisten der Novellen ein durch den Krieg irrsinnig Gewordener vorkommt? — Die Antwort darauf soll uns diejenige Skizze geben, deren Erwähnung wir bis jetzt verspart haben: „Der Kamerad“. Sie ist jedenfalls am meisten Selbstporträt des Verfassers. Wir erfahren hier die Gedanken, das „Tagebuch“ eines Menschen, der im Kriege gewesen, der von den Ärzten für toll angesehen und deshalb hinter vergitterten Fenstern eingeschlossen ist. Ein Kamerad ist vor seinen Augen gestorben, schwer und hart, nach grausamem Todeskampf, und er wird, solange der Krieg währt, an alle Phasen dieses Kampfes immer wieder aufs neue erinnert, kommt nicht los von dem schrecklichen Eindruck. Ist das Krankheit, daß alles, alles ihn erinnert an das Schreckliche? Alles, was geschieht, ist ja ein Blitzlicht, das dieses streift: Das Erste, was das Zeitungsblatt am Morgen berichtet, sind: Versenkte Schiffe, abgeschlagene Angriffe. Jedes Gespräch, das man erhascht, jedes Schaufenster erinnert an den Krieg. Ja, auch im stillen Frieden der Nacht tickt jeder Sprung des Sekundenzeigers für den Wissenden das letzte Köcheln von Tausenden. — „Wer da mit Sicherheit wüßte, daß im Nachbarhause eben einer gemordet wird, während er behaglich in den Kissen liegt — und aufspränge mit fliegenden Pulsen, wäre krank? Nein! Krank sind die Andern! Krank sind jene, die mit strahlenden Augen Siegesnachrichten lesen und eroberte Quadratkilometer leuchtend über Leichenberge aufsteigen sehen.“ „Krank sind die Stumpfen, deren Seele nicht Mitleid und nicht den eigenen Zorn singt.“ Narren sind die, die „für respektvolle Kondolenzbesuche Glanz und Wärme ihres Lebens opfern“: ihre Angehörigen, ihre Männer, ihre Kinder. So muß der als toll Erklärte „harren, als Seher über den Blinden.“ Er „kann nichts weiter tun, als, was er fühlt, Tag für Tag von neuem niederschreiben und hinausstreuen auf die Straße.“ Unermüdllich will er es tun, „bis endlich als herrliches Erlösungsglied der millionenstimmige Wutschrei“ gegen den Krieg unter seinem Fenster erklingt.

Und nun wollen wir diejenigen fragen, welche den Inhalt dieses Buches für krankhafte Uebertreibung halten, ob diese Krank-

heit nicht ehrenvoll ist im Gegensatz zum Zustand derer, die sich so herrlich gegen das Mitleid abgehärtet haben. Welche Anschauung hat mehr Wert für den Fortschritt der Menschheit, den Krieg als etwas Unerträgliches anzusehen oder sich über ihn zu beruhigen? Die Antwort ist wohl bald gegeben. — Alle Menschen übrigens, denen zuerst irgend ein Jammerzustand der Menschheit unerträglich geworden ist, sind von der großen Menge für verrückt gehalten worden. Wollen wir uns auch auf die Seite dieser stumpfen, verständnislosen Menge stellen? Ich beneide diejenigen, die das tun nicht um ihre auf diese Weise gesicherte Gemütsruhe.

Doch wenn man nun sagt: Aber dann ist's ja überhaupt nicht mehr zum Aushalten, wenn wir den Krieg so betrachten sollen! — nun das ist eben recht, wenn wir's nicht mehr aushalten. Sollen Sterben und Töten uns „Gemeinplätze ohne Schauer“ bleiben? Wollen wir weiter so harmlos und ruhig vom Kriege sprechen können, vom entsetzlichen Menschenmord? Wann wird endlich die der Menschen allein würdige Empörung darüber in ihnen aufflammen, so daß sie nicht mehr schweigen können?

Wann wird wieder das Wort zur Geltung kommen, daß man nicht zwei Herren dienen könne, daß man den einen hassen und den andern lieben müsse, dem einen anhangen und dem andern verachten? Unsere Zeit fordert Entscheidungen, und wenn es zunächst gar keine äußeren, sondern erst innere sind, Entscheidungen des Denkens und der Gesinnung. Wenn man nur einmal anfinge, zu verabscheuen alles, was mit kriegerischem Wesen zusammenhängt, wenn wir jeden militärischen und kriegerischen Glanz wirklich von ganzem Herzen verachteten, weil wir Henkersarbeit an der Menschheit unter keinen Umständen mehr für etwas Ehrenvolles ansehen könnten, wenn wir diejenigen, die Soldaten sein müssen, nicht mehr bewunderten, sondern nur auf's tiefste bemitleideten, wenn wir die, welche sich für den Krieg begeistern können, entweder als Leute betrachten, die jede Besinnung verloren haben, oder aber für Verbrechernaturen, — dann, glaube ich, würden wir schon einen beträchtlichen Schritt weitergekommen sein auf dem Weg der Bekämpfung des Krieges. Es handelt sich hier vor allem um eine ganz entschiedene Gesinnung. Wir müssen dem kriegerischen Ideal die letzte Ehre nehmen, die es in den Augen anständiger Menschen noch haben mag. Darum begrüßen wir mit großer Freude und Dankbarkeit ein Buch wie das vorliegende. Unendlich fühlen wir uns selber gestärkt durch solche Stimmen. Sie werden kommen müssen, werden immer mehr sich verbreiten müssen — und sie werden auch ganz gewiß kommen, diese Stimmen werden immer häufiger werden und werden immer unwiderstehlicher sich hören lassen — bis es erreicht ist, was unser Verfasser in dem Motto seines Buches so zuversichtlich erwartet, — daß alles so denkt.